

Nr. 227. Bromberg, den 2. Oktober 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von **Gustav Schröer**.

(29. Fortsetzung.)

Der lief das Dorf hinab, bog hinüber zum Verteles Häuschen, schwankte einen Augenblick, ob er lieber von dem Streiche abstehen oder ihn ausführen sollte, stand am Hause der Witwe Verteles und dachte: Dunnerlichting, das paßt! Die Fenster sind ja so dick wie die Bretter, da sieht mich niemand.

Und wieder schwankte er. Wie denn? Als Weihnachtsmann hereinpoltern? Oder das Mariele herausrufen? Oder den Ballen einfach vor die Tür legen? Alles nichts.

Er breitete in Gedanken die Arme aus: Herrgott, Junge, komm her, du machst mir Freude! nahm das Mariele gleich noch mit in seine langen Arme und: Hui, war ihm der Strumpf aus der Hand gerutscht, Kling, klirr machte die Fensterscheibe, aber es klang nur dumpf. „Jesus", schrie die alte Vertelessin und: „Der Vater!" jubelte das Mariele, das den hereinpolternden Ballen flink aufgehoben und die Aufschrift gelesen hatte.

Dunnerlichting, der ist nix weis zu machen", knurrte der Hohlöfner und trollte sich lachend mit eingezogenen Schultern davon.

Flink schnitt das Mariele einen Pappdeckel zurecht und setzte ihn an die Stelle der zerbrochenen Scheibe.

„Das ist gerade so gut wie Glas."

„So, und wer zahlt jetzt die Scheibe?" knurrte die Mutter.

„Ich, Mutter." Die Tochter lachte über das ganze Gesicht.

„Du hätt'st das Geld dazu."

„Da!" Marie schwenkte den schweren Ballen.

„Wird viel drin sein. Ist auch wieder so ein Jux vom Hohlöfner."

Inzwischen hatte das Mädchen den zusammengebundenen Strumpf aufgeknüpft und schüttelte ihn auf dem Tische aus.

Hei, wie das klirrte, klimperte, rollte, knisterte. Da war auch Mutter Verteles bei der Hand, hob die herabgerollten Stücke auf, hielt ihrer Tochter rasche Hände, die in dem Häuflein wühlten, fest: „Bist du nit gescheit? Mach leise. Wenn das jemand draußen hört, holen sie es dir in der Nacht weg", lief hinaus, riegelte die Haustür zu, dann die Stubentür, kam wieder und war besorgt: „Mariele, ob das auch nit ein Irrtum ist?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Zu sprechen vermochte sie nicht, denn sie zählte, häufelte, glättete die Scheine. Dann ging sie mit spitzen Fingern über die einzelnen Posten hin, und als sie fertig war, sahen sich zwei blaß gewordene Frauen in das Gesicht. „Wirst dich verzählt haben", wußte die Mutter. Sie hatte sich niedersetzen müssen, so war ihr der Schreck in die Knie geschlagen. Jetzt stand sie auf und zählte mit. Dabei waren ihre Hände eiskalt und ihre Augen schier traurig. Die Tochter aber hatte sich wieder hinaufgeschnellt in Glück und Glauben.

„Es stimmt, es stimmt, ich habe mich nit verzählt! Mutter!" Sie nahm sie um die Hüften und wollte mit ihr durch die Stube wirbeln, aber die alte Vertelessin wehrte ab. „Unband du! Ich bin doch eine alte Frau!"

„Mein Mutterle bist", jubelte das Mariele, umhalste, drückte und küßte sie. „Der gute Vater! Nun dauert's nit mehr lange!"

Mutter Verteles saß wieder auf der Bank. „Wieviel war's, Mariele?" Und als die Tochter vor Freude laut werden wollte: „Pst, nit so laut. Sollen's denn die Leute durchaus wissen?"

Da nahm das Mariele der Mutter rechtes Ohrläppchen, zog es übermütig ein wenig herab und jauchzte es in das Ohr hinein: „Sechshundertzwanzig Taler, Mutter, achtzehnhundertsechzig Mark!"

„Du lieber Gott", die Vertelessin faltete die Hände, „gibt's denn überhaupt soviel Geld? — Ich habe in meinem Leben nit soviel beisammen gesehn. — Und morgen ist erst zweiter Feiertag! Da ist keine Kasse auf. Das Geld muß zwei Nächte im Hause bleiben! Mariele, ich kann kein Auge zumachen."

Und die Tochter lachend: „Mutter, ich schlafe für dich mit."

Sie setzte sich neben die Mutter und nahm sie wieder in den Arm. „Du kannst's noch nit glauben, aber es ist doch wahr, und übers Jahr habe ich den Rudolf! — Mußt nit so bange sein, gelt, Mutter."

„Tu das Geld wieder in den Strumpf."

„Nein, Mutter, das tu ich in mein seid'nes Tuch, und dann leg ich's ganz unten in meine Lade."

„Du bist nit gescheit! In die Lade! Daß ich alle Augenblicke die Treppe hinaufsteigen muß, zu sehen, ob's auch noch da ist!"

Das Mariele siegte schließlich, das Geld wanderte in ihre Lade, aber als Rudolf nach dem Abendessen kam, um die zwei auf den Hohlofenhof zu holen, weigerte sich die Mutter standhaft mitzugehen. An seinem Halse hängend, berichtete ihm das Mariele jubelnd von der Einkehr des Weihnachtsmannes. Rudolf schüttelte den Kopf und lachte. „Er kann's doch nit lesen."

Das Mädchen aber sagte weise: „Jetzt ist er wieder der alte Hohlöfner, und wenn er das nit sein kann, dann ist er krank."

„Hast recht, Mädel. — Also Ihr geht nit mit, Verteles Mutter?"

„Nein, ich bleibe daheim."

Auf dem Hohlofenhofe erzählte das Mariele eine Weile später so ganz beiläufig, sie sei heute ungeschickt gewesen und habe eine Fensterscheibe eingestoßen.

Dabei hatte sie spitzbübische Augen und suchte den Hohlöfner.

Der aber stand just hinter ihr und zupfte sie herzhaft.

„Au!" schrie das Mariele und lachte dabei dem Bauern vielsagend in das Gesicht.

„Das ist für die kaputte Fensterscheibe." Und Heinrich Korn saßen hundert Schelmengeister in den Augenwinkeln.

Da wußte die Hohlöfnerin, daß zwischen den beiden ein neckisches Spiel hin und her ging. „Was habt ihr denn miteinander?" fragte sie.

„Nix", trotzte der Bauer und setzte sich behaglich auf seinen Stuhl.

Am anderen Morgen aber wußte es die Bäuerin. Sie hatte eine Kleinigkeit mit der Berteles Mutter zu bereden. Da sah sie auf der Ruhbank in der Ecke einen vergessenen Strumpf liegen, und — der war ihr doch bekannt. Sie langte danach, las das: Fürs Heiratsgut, drehte sich um, sah in die lachenden Augen des Mariele, die ihr zurief: „Ich wollt's gerade erzählen", und wies mit dem Strumpf auf die Fensterscheibe. Das Mädchen nickte ihr lachend zu: „Ja, da durch."

„Es ist nit zu glauben!"

Da warf sich ihr das Mariele ungestüm an den Hals. „Nit böse sein, gelt?"

Minna Korn strich ihr über den Scheitel. „Wo werde ich denn? Aber den Strumpf nehme ich mit."

Das Mittagessen war auf dem Hohlofenhofe vorüber, da sagte die Bäuerin: „Wart noch einen Augenblick, Vater, es gibt noch etwas."

Sie ging hinaus, kam mit einer verdeckten Terrine zurück und stellte sie vor den Hausherrn. „So, Vater, extra für dich."

Der hob den Deckel, nahm den Strumpf heraus, stimmte in das übermütige Lachen von Frau und Sohn ein, warf der Frau den Strumpf leicht in das Gesicht: „Ja, Dunnerlichting, was soll ich machen, wenn's nit anders geht?"

In freudiger Stimmung traf der wieder genesene Paul Ender die Hohlofenleute noch, als er eine Viertelstunde später eintrat.

Sie stutzten über den Besuch, aber Ender ließ ihnen keine Zeit, zu raten, weswegen er kam. Er ging gerade auf sein Ziel los:

„Rudolf, wann fährst du wieder zurück?"

„Um sieben geht mein Zug."

„Willst du mich mitnehmen?"

„Was willst denn du in der Stadt?"

„Nit das, was du willst. Dazu bin ich nit der Kerl, und es ist mir egal, wie sie hüben und drüben voneinander denken. Ich will Geld verdienen. Könnte ich nit auf eurer Gießerei Arbeit kriegen?"

„Das würde sich am Ende machen lassen, aber leicht ist's nit da."

„Ich kann arbeiten."

„Ach, die Arbeit! Mit der wirst du fertig, aber es geht nit so friedlich her wie bei uns. Und: Du hast keine Bodenwiese und keinen Schönbach und keinen Angeracker."

„Das muß ausgestanden werden. — So geht's nit mehr. Unsere Wirtschaft trägt nit soviel Leute. Von den Kleineren kann noch keiner auf die Arbeit gehn, also muß ich hinaus."

„Ist da nix in der Nähe?"

„Erstens ist nit da, und zweitens will ich mehr verdienen, als die Bauern zahlen können. — Einer von uns kann die Wirtschaft bloß übernehmen, und jeder kriegt's schwer. Das ist so bei uns Bauern. Die kleinen Höfe tragen nit soviel Kinder."

Es klang bitter, und Rudolf Korn legte dem Menschen die Hand auf den Arm. „Versuch's Paul, ich will dir helfen."

Mit festen Schritten ging der Besucher fort. Die Scholle mußte einen, der sie lieb hatte, gehen lassen, weil sie ihn nicht erhalten konnte.

Marie Berteles bat Rudolf beim Abschied, ihn einmal in der Stadt besuchen zu dürfen. Er riet ab. „Warte, Mariele, bis wir geheiratet haben. Dann fahren wir miteinander hin."

„Wann ist das, Rudolf?"

„Ich denke, kurz vor der Heuernte." —

Der Hohlofenhof schien leer zu sein, und wären nicht das Mariele und der junge Lehrer ein- und ausgegangen, besonders aber an den Abenden dagewesen, Heinrich Korn hätte wieder zu sinnieren begonnen, so leicht es ihm sonst um das Herz war, wenn er an seinen mannhaft gewordenen Sohn dachte.

Es war am Silvesterabend. Marie Berteles und ihre Mutter waren da. Der Hohlöfner saß mit Lehrer Siebert auf dem Sofa, und sie plauderten. Es ging auf Mitternacht zu.

Eben hatte der Hohlöfner gesagt: „Der Bauer soll seins machen und der Arbeiter seines. Holt sich jeder Schwielen an den Händen, aber das Herz ist bei einem wie beim andern. Wenn jeder ein richtiger Kerl ist, dann müßte es mit dem Deibel zugehen, wenn wir nit zusammenkommen wollten."

Da klang unter dem Fenster eine Geige. Es waren kaum drei oder vier Töne, aber sie waren von einer Innigkeit, daß Lehrer Siebert wußte: So führt nur einer den Bogen.

Er sprang auf. „Philipp Engel ist da!" und wollte aus dem Hause stürzen.

Der Bauer drückte ihn in die Sofaecke zurück. „Das wäre gerade das Richtige für Sie. Es sind fünfzehn Grad Kälte draußen. Ich hole den Lipp herein."

Und richtig, da stand Philipp Engel im Hoftor und klemmte die Geige unter den Arm. Als er den Bauern auf sich zukommen sah, wollte er davongehen. Der Hohlöfner aber hielt ihn fest. „Was soll denn das heißen, Lipp? Seit wann reißt du denn vor mir aus?"

„Seit du Menschenherzen wie Kieselsteine behandelst."

„Bist du denn ganz verrückt geworden?"

Die Worte überstürzten sich nicht in Philipp Engels Munde, aber sie troffen von Bitterkeit. „Weißt du noch, als der Flieder blühte . . ."

Ganz still stand der Bauer, aber er nahm Philipp Engels Hand. „Hast recht, Lipp, aber der Herrgott hat's doch gutgemacht. Komm, drin sitzen der junge Lehrer und das Mariele. — Nit, nein, nein. Es ist nit so, wie du denkst, aber es geht doch alles in der Ordnung, und wenn der Flieder wieder blüht, heiraten sie, der Rudolf und das Mariele."

Da ließ sich der Geiger still in das Haus führen. Lehrer Siebert ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen, sie sanken einander in die Arme, und Siebert vermochte ein kurzes Aufschluchzen nicht ganz zu unterdrücken.

Sie freuten sich alle des Besuches. Es war keiner, der den stillen, scheuen Geiger, der doch ein armer Landfahrer war, nicht von Herzen gern gehabt hätte, weil sie alle seine innere Vornehmheit fühlten, und die Schicksalsrunen in dem edelgeformten Mannesantlitz eindringlich genug reden. Die Männer setzten sich miteinander in eine fernere Stubenecke, und eine halbe Stunde darauf trat Engel, der genug vernommen, und das übrige aus leisen Untertönen erraten hatte, lächelnd und frei auf Marie Berteles zu, strich ihr über das Blondhaar und sagte: „Das ist schön. Ja, das ist schön!"

Die Neujahrsglocken huben an zu läuten, Minna Korn nahm das Mariele an ihr Herz: „Übers Jahr, Mariele, ist alles ganz beieinander."

Der Hohlöfner vermochte nicht viel zu sagen, und hätte er so ernst gesprochen, wie es ihm um das Herz war, die Augen wären ihm übergegangen. So nahm er denn des Mariele beide dicke Zöpfe in seine große Hand. „Du nixnutziges Mädel, mach mir im neuen Jahr nit wieder soviel Not wie im alten."

Marie Berteles Augen aber schimmerten feucht. Sie vermochte nicht auf den Scherz einzugehen, brachte kein Wort heraus, drückte nur dem Hohlöfner fest die Hand. Da mußte der trösten. „Wird schon alles gut werden. Vielleicht wird derweile noch einmal Weihnachten." Da mußte auch das Mädchen lächeln.

Abseits aber standen zwei Männer, still, wehmütig lächelnd, Hand in Hand.

Der Hohlöfner trat mitten in die Stube und begann mit seiner starken Stimme zu singen: „Nun laßt uns gehn und treten." So war es Brauch auf dem Hofe, und so war es schon zu Vaters und Großvaters Zeiten gewesen.

Als das letzte Geläut verstummte, und die Glocke den Ablauf der ersten Jahresstunde verkündete, gingen Lehrer Siebert und der Geiger.

(Fortsetzung folgt).

Verschollene Forscher.

Ein Wrack lag unbeachtet am Strande. — Fünf Goldsucher verhungerten. — Die geheimnisvolle Inschrift am Felsen. — Was wurde aus Hendrik Hudson?

Von Ludwig Haßlinger.

Gleichzeitig mit der Entdeckung der Überreste der Franklin-Expedition durch den kanadischen Major Burwash, die kürzlich von der gesamten Presse erörtert wurde, konnte ein weiteres Forscherschicksal aufgeklärt werden.

Im Jahre 1679 ließ der französische Entdecker Robert Cavelier de Lasalle auf dem Eriesee, in der Nähe des heutigen Buffalo, den Vierzigtonnenzweimaster „Griffin" bauen und mit fünf Messingkanonen bestücken. Dieses Schiff schickte er unter dem Befehl des riesenhaften dänischen Kapitäns Lucas und mit fünf Mann Besatzung zur Erkundung des Erie- und Huronensees aus. Der Griffin stieß bis zur Greenbay, dem westlichen Ausläufer des Michigansees, vor, wo er französische Trapper und Indianer antraf, die ihm gegen europäische Waren eine Schiffsladung Felle verkauften. Im Spätsommer 1679 trat Lucas die Rückfahrt an. Am 18. September des gleichen Jahres wurde der Griffin von Indianern in der Machinac-Straße, der Verbindung zwischen Huronen- und Michigansee, gesichtet. Seitdem war das Schiff verschollen.

Lasalle sandte im nächsten Jahre eine Expedition aus, welche die Ufer des Huronensees absuchen sollte. Die Männer fanden nichts. Dagegen wurden ein Jahr später am Strand einer Insel in der Nähe von Grand Manitoulin Island ein Flaggenknopf des Griffins, eine Kabinentür und ein Bündel Felle entdeckt. So nahm man an, daß der Griffin mit Mann und Maus untergegangen war.

Vor sechzig Jahren erzählten Fischer, sie hätten am Strande der Michillimachinak-Insel westlich von Grand Manitoulin Island das Wrack eines Holzschiffes gefunden. Man achtete nicht auf die Berichte, und die Fischer der benachbarten Inseln beraubten das Wrack aller brauchbaren Teile. Erst als ein mit der Geschichte Nordamerikas vertrauter Privatmann von einem Fischer einen Geschützwischer kaufte und sich an das Verschwinden des Griffin erinnerte, wurde die kanadische Regierung auf das Wrack aufmerksam gemacht. Diese entsandte kürzlich eine Expedition nach der Michillimachinak-Insel. Hier konnte festgestellt werden, daß die Ausmaße des Wracks in jeder Beziehung den von Lasalles Geschichtsschreiber, dem Pater Hennepin, für den Griffin angegebenen entsprachen. Die Bauart wurde als die erkannt, die vor rund 250 Jahren in Frankreich für Seeschiffe üblich war. Außerdem konnte die kanadische Expedition eine Tatsache in Erfahrung bringen, die jeden Zweifel an der Identität des Wracks mit dem Griffin zerstreute. Vor vier Jahren hatten Fischer in unmittelbarer Nähe des zerstörten Schiffes sechs Skelette, darunter eines von ganz außergewöhnlichen Ausmaßen, gefunden. Besonders der Schädel des einen wies einen mächtigen Unterkiefer auf, wie ihn der dänische Riese Kapitän Lucas besessen haben soll. So ist man zu dem Schluß gelangt, daß die Besatzung verhungerte, weil die Waffen versunken waren, oder vor Erschöpfung starb.

Ein ähnliches Schicksal erlitt ein Teil der Besatzung der Zwanzigtonnenbark Gabriel, die hundert Jahre vor dem Griffin unter dem Befehl des Engländers Frobisher die Nordwestliche Durchfahrt finden sollte. Das Schiff wurde aber vom Eise zerdrückt. Den meisten Teilnehmern gelang es, die kanadische Ostküste zu erreichen. Nur fünf Mann trennten sich von ihren Kameraden, weil sie an der Südküste von Baffinland Gold entdeckt hatten. Ihr Schicksal blieb ein Rätsel.

Da entdeckte der Amerikaner Mac Millon auf der Insel Kadlunani, die dem südlichen Baffinlande vorgelagert ist, ein noch verhältnismäßig gut erhaltenes Steinhaus mit Resten verschiedener Gerätschaften, die vom Gabriel stammten. Unmittelbar daneben fand man eine Helling und eine schmale Gleitbahn, die davon zeugten, daß die Fünf sich ein Boot gezimmert und dieses vom Stapel gelassen hatten. Da ein derartiges Fahrzeug nicht weit gekommen sein konnte, suchte Mac Millon die Küste nach Süden zu ab. Tatsächlich fand er in dem 50 Seemeilen entfernten Gräfin Warwick Sund Überreste eines primitiven Bootes und nicht weit davon Skeletteile und Gegenstände, die nur von den fünf Goldsuchern stammen konnten. So ließ sich das Schicksal der Unglücklichen mit Leichtigkeit bestimmen. Die Goldader hatte nicht die erwartete Ausbeute gebracht. Außerdem waren die Lebensmittel knapp geworden, weshalb die Fünf im selbstgezimmerten Boot nach Süden fahren wollten. Im Gräfin Warwick Sund wurden sie durch vordringendes Eis zum Landen gezwungen, und hier verhungerten sie nach Aufzehrung ihrer Vorräte.

Eine teilweise Aufklärung fand kürzlich nach mehr als fünf Jahrhunderten das Schicksal des Portugiesen Miguel Cortereal. Dieser hatte im Jahre 1501 mit seinem Bruder die Küste von Labrador erreicht. Hier trennten sich die beiden, und Miguel verscholl. Vor etwas mehr als einem Jahre entschloß sich der amerikanische Professor Delabarre, eine Inschrift zu entziffern, die man vor ungefähr zwei Jahrhunderten zum ersten Male auf einem in der Mündung des Taunton River in Massachusetts gelegenen Felsen, Dighton Rock genannt, beobachtet hatte. Ein Entziffern war bisher nicht gelungen, weil der die Inschrift tragende Teil des Felsens selbst bei tiefster Ebbe kaum aus dem Wasser ragte. Professor Delabarre machte nun unter schwierigen Umständen verschiedene Aufnahmen von Dighton Rock und vergrößerte diese. Die Inschrift lautete: „Miguel Cortereal 1511." Hiermit ist erwiesen, daß Cortereal zehn Jahre nach der Trennung von seinem Bruder noch lebte. Wahrscheinlich hatte er auf dem Wege nach den Antillen an der Küste des heutigen Massachusetts Schiffbruch erlitten und bei den dortigen Indianern Aufnahme gefunden, unter denen er mit seinen Leuten jahrelang lebte. Die Inschrift brachte er als Notruf am Felsen an, der damals bei Ebbe sicher noch höher aus dem Wasser ragte.

Ungeklärt blieb im Gegensatz zu diesen Fällen das Schicksal Hendrik Hudsons. Auch dieser wurde ein Opfer der Nordwestlichen Durchfahrt, die schon Frobisher und später noch Franklin das Leben kosten sollte. Auf Hudsons vierter Reise, die er in Begleitung von dreiundzwanzig Seeleuten unternahm, gingen nach Entdeckung der Hudsonbai die Lebensmittel aus. Trotzdem wollte der Forscher die Fahrt nach Westen fortsetzen. Schließlich sah er sich zur Umkehr gezwungen. Die Vorräte waren so zusammengeschmolzen, daß Hudson unbedacht äußerte, er werde wohl einige Leute aussetzen müssen, um wenigstens das Leben der anderen zu erhalten. Daraufhin brach unter Führung des Matrosen Green, dem Hudson einst das Leben gerettet hatte, eine Meuterei aus. Hudson, sein Sohn und sieben andere Angehörige der Expedition wurden nachts überfallen, in eine Schaluppe gesetzt und ihrem Schicksal überlassen. Man hörte nie wieder von ihnen. Doch wahrscheinlich wird auch ihr Schicksal noch einmal aufgeklärt werden, so gut wie das der Franklinexpedition und das Andrées und seiner Gefährten.

Aphorismen.

Von Clara Blüthgen.

Arbeiten heißt für den Fleißigen, seiner Natur Genüge tun, für den Faulen, sich geißeln.

*

Am Lebensbaum hängen die süßesten Früchte oben; nur sind unsere Knie oft zu steif geworden, um sie herunter holen zu können.

*

Für jede Frau hält es sehr schwer, die große Wahrheit zu begreifen, daß sie — die gleiche Leidenschaft vorausgesetzt — im Leben des geliebten Mannes nicht den hundertsten Teil bedeutet wie er in ihrem.

*

Glauben können heißt unsterblich sein.

*

Größe ist eine Genugtuung für Gott, der uns nach seinem Bilde schaffen wollte.

Der Tod des Weisen.

Skizze von Gabriele Hartenstein.

Ein wilder Tag ging zur Neige.

Durch die steingepflasterte Kammer des Kerkers, wo Sokrates seiner letzten Stunde entgegen reifte, senkten sich breite Streifen Lichtes. Draußen leuchteten die Bergeshänge, als ob weicher roter Sammet sie überdeckte.

Fernher braußten und verebbten die Stimmen des Volkes wie Seegeräusch; die leichten griechischen Wagen rasselten, einer nach dem anderen, über die Plätze; Jünglingsscharen zogen singend durch die Tore ein. Das große Nationalfest auf der Insel Delos war zu Ende, und alles, was zu den Spielen ausgezogen, kehrte froh und festlich nach Athen wieder zurück. Die Höfe dufteten von der Fülle der Blumengewinde, welche die Sieger eingeheimst; Frauen, deren hohe Schönheit die Sänger gepriesen, brachten den Abglanz der Freude in ihren sanften Augen mit.

Und da die heilige Festwoche vorüber war, durften auch wieder Hinrichtungen stattfinden und die Todesurteile vollstreckt werden.

Sokrates, der Ruhm der Stadt Athen, der greise Führer der Jugend, der Freund aller Philosophen, war dem Tode verfallen, weil er unerschrocken vor dem Staate seine Überzeugungen verfocht.

In dem engen Raume seines Kerkers, der, so lang der Verurteilte darin weilte, keine Stunde von mitfühlenden Besuchern leer blieb, wurde es still. Der Meister saß auf seinem schmalen Lager, in sich versunken, das Haupt zur Brust gebeugt, einig mit seiner Seele. Er hatte das Leben überwunden; die Stunde war nahe, da er sterben sollte.

Die eiserne Pforte knarrte, und eine Gruppe griechischer Bürger kam eilig und atemlos; mit durchdringenden Blicken sahen sie jedem in das Antlitz, und als sie sich Gewißheit geholt, daß unter allen den Männern kein Verräter sein konnte, forderten sie Sokrates auf, ihnen auf dem Fuße zu folgen. Es war ihnen gelungen, den Gefängniswärter zu bestechen; zur raschen Flucht aus Attika stand alles schon bereit. Nicht weit brauchte der Meister zu fliehen, um den Rest seiner Tage in Frieden und Gelehrsamkeit zu verbringen.

Sokrates hob das Philosophenhaupt, das unschön genannt ward seiner gedrungenen Form wegen und welches dennoch, mit den durchgeistigten Zügen und der Beseeltheit des Ausdrucks, ergreifend wirkte. Vollends in den letzten Wochen, da der gewaltige Mensch zu den letzten Dingen heran reifte und jegliches Empfinden der Kreatur bei ihrem Hinscheiden in der eigenen Brust durchlebte, hatte sich jener seelische Ausdruck zu einer Kraft gesteigert, die jeden Menschen, der dem Verurteilten noch entgegen trat, unwiderstehlich packte.

Sokrates streckte den Treuen die Hände entgegen und sprach: „Wollt Ihr, daß ich entfliehe, da sich mir von selbst die Tore öffnen? Eine Flucht in dieser Stunde hieße, das Unendliche mit dem Zeitigen, Begrenzten vertauschen. Mein Werk ist vollendet. Im Angesicht des Todes ward die Seele mir klar wie der Himmel über den Schneegipfeln der Berge von Achaïa. Wenn der Tod uns also verklärt, daß wir uns göttergleich fühlen, warum noch hinab steigen in den Dunst des Tages?" —

Da erhob sich verhaltenes Schluchzen ringsum, denn jetzt wußten die Versammelten, daß ihr großer Meister für immer aus ihrer Mitte scheiden würde.

Noch aber gab es Zweifler unter seinen nächsten Freunden, denen die hohe Lehre von der Unsterblichkeit der Seele unfaßbar und unbegreiflich schien. Nun, da dem Philosophen die letzte Stunde angebrochen war, wollten sie sich überzeugen, wie er den Schmerz ertrug, um an seinen Lehrsatz zu glauben oder ihn für immer zu verwerfen. Letzte Offenbarungen erwartend, hingen sie an seinen Augen und Lippen.

Das Weib des Weisen erschien mit seinen Kindern.

Zarte, junge Finger streichelten die Vaterhände, die so häufig Tränen zum Versiegen gebracht und friedvoll auf den Scheiteln ruhten. Sokrates bat die Lieben, nicht laut zu weinen und nur sänftiglich seine Hände zu halten und an seiner Brust zu ruhen. Sie klammerten sich an ihn wie an eine Säule und ließen Atem in Atem strömen.

Als die letzten Segenswünsche über ihren Häuptern verflüstert waren, trat der Weise von den Lieben hinweg und sah ruhevoll auf den Bergeshang hinaus, den immer tiefer glühendroter Schimmer überdeckte, daß es wie eine große Sehnsucht darüber ging.

Dem Schmerze nicht gewachsen, fing ein junger Mensch zu Füßen des Lagers leidenschaftlich zu schluchzen an. Das war der liebliche Jüngling Phädon, der die Locken trug wie eine Götterstatue im Pinienhain Athens.

Sokrates ließ eine Weile dem jungen Schmerz seinen Lauf, beugte sich dann über den Verzweifelten und streichelte sein dunkles Gelock. „Was weinst du, Phädon", — sprach er milde — „wenn du an die Unsterblichkeit der Seele glaubst? Siehe — wir haben so viele Beweise erbracht, daß es für den Geist in unserem morschen Körper keinen Tod geben kann. Wenn es dir also gelungen ist, das Ewige im Menschen zu erkennen, dann brauchst du nicht um mich zu weinen, Phädon." —

Die Sonnenstreifen in der Kammer hatten sich verflüchtigt, und in den Winkeln ballten sich schon die Schatten des Abends; auch die weiche rote Sammetdecke draußen von den Hängen war verschwunden, als wenn eine leise Hand sie fortgezogen hätte.

Die Schlüssel rasselten und auf der Schwelle erschien der Gefängnisdiener; gebeugt wankte er herein, mit dem Becher des Giftes in der Hand; aus seinen gesenkten Lidern rollte Träne um Träne hernieder.

Auch diesen wieder tröstete der Philosoph. Nahm ihm das Gefäß des Todes aus der zitternden Hand und zauderte nicht lange. Noch ehe die Nacht vollens herein brach, wollte er auf dem Wege sein zu seinen Göttern.

Mit einem letzten tiefen Blick seiner Augen streifte er der Reihe nach die Freunde, dann leerte er das Trinkgefäß bis auf die Neige, und seine Knie wankten nicht.

Die Getreuen aber vermochten nicht länger den Tränen zu wehren, so tief sie auch an seine Lehre glaubten. Würden sie doch ihren Meister nie wieder mit den leiblichen Augen sehen, nie wieder seine tiefe, tragende Stimme hören, der sie lauschten wie einem hallenden Fluß in der Tiefe der Berge. In dem halb schon verdunkelten Kerker schienen die Mauern, die Steine zu schluchzen.

Sokrates hörte die Stimmen nicht; schon hatte er sich auf den Weg gemacht, wo kein irdischer Kummer ihn mehr erreichen konnte.

Langsam, wie im Halbtraum gleitend, bewegte er sich dem Lager entgegen; schon wurden die Füße schwer, und eiseskalt zog es von den Gliedern zum Herzen hinan. Mit einem dumpfen Seufzer sank er hin und verhüllte das Haupt mit einem Tuch.

Schon den letzten Atem auf den Lippen, reckte sich der Sterbende noch einmal auf, zog den Schleier vom Haupte, und ein wunderbares Leuchten ging über seine Stirn, da er langsam und eindringlich die Worte sprach: „Ich habe dem Asklepios einen Hahn gelobt; bringt ihn dem Gotte!"

Damit verstummte er; sein Haupt fiel zurück. Auf seinem stillen, entrückten Gesichte vertiefte sich das Lächeln.

Sokrates weilte unter den Göttern.

Die Freunde, welche ihm zur Flucht verhelfen wollten, begriffen seine Weigerung; die Zweifler standen erschüttert und glaubten an seine Lehre.



Bunte Chronik



* **Betrunkene Bienen.** Etwas von dem Scharfsinn der alten Pfandfinder und Waldläufer hat sich offenbar ein Farmer namens William Harper in Devils Hole Crek bei Middleport bewahrt. Er meldete der Polizei, daß seine Bienen seit kurzem die Gewohnheit hätten, betrunken nach Hause zu kommen, wozu die an sich ordnungsliebenden und nüchternen Tiere nur durch die Abfälle einer geheimen Schnapsbrennerei verführt worden sein konnten. Die von Bergleuten weit draußen in der Wildnis betriebene Schwarzbrennerei wurde denn auch daraufhin bald von der Polizei entdeckt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.